

Unverkäufliche Leseprobe aus:

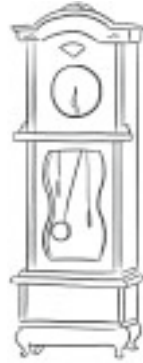
Andrew Sean Greer

Mister Weniger

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

WENIGER ZUNÄCHST



Von meiner Warte aus wirkt die Geschichte des Arthur Weniger gar nicht so schlimm.

Sehen Sie ihn sich an: da sitzt er adrett auf dem runden Plüschsofa des Hotelfoyers, in blauem Anzug und weißem Hemd, das eine Bein über das andere geschlagen, so dass ein polierter Slipper von seiner Fußspitze baumelt. Die Pose eines jungen Mannes. Seine schmale Silhouette ist tatsächlich noch immer die seines jüngeren Selbst, doch mit fast fünfzig ist er wie eine dieser Bronze-
statuen in öffentlichen Parks, die sich – auch wenn ein Glück bringendes Knie von Schulkindern blank gerieben wurde – wunderbar verfärben, bis sie der Farbe der Bäume entsprechen. Auch Arthur Weniger, der einmal vor lauter Jugend rosa und golden gewesen war, ist ausgebleichen wie das Sofa, auf dem er sitzt, während er mit einem Finger auf sein Knie tippt und die große Standuhr anstarrt. Die lange Patriziernase ist von der Sonne dauerhaft verbrannt (selbst im wolkenverhangenen Oktober in New

York). Das ausgewaschene blonde Haar ist oben zu lang, an den Seiten zu kurz – ein Abbild seines Großvaters. Dieselben wässrig blauen Augen. Lauschen Sie: dann hören Sie vielleicht, wie die Nervosität tickt, tickt, tickt, während er diese Uhr anstarrt, die ihrerseits leider nicht mehr tickt. Sie hat schon vor fünfzehn Jahren damit aufgehört. Arthur Weniger weiß das nicht; trotz seines reifen Alters glaubt er noch immer daran, dass Begleitpersonen bei Literaturveranstaltungen grundsätzlich pünktlich sind, und dass Hotelpagen zuverlässig die Uhren im Foyer aufziehen. Er trägt keine Uhr; sein Glaube ist stark. Es ist reiner Zufall, dass die Uhr um halb sieben stehen geblieben ist, fast genau um die Uhrzeit, zu der er zur heutigen Veranstaltung abgeholt werden soll. Der arme Mann weiß es nicht, doch es ist bereits viertel vor sieben.

Während er wartet, dreht eine junge Frau in einem braunen Wollkleid immer wieder ihre Runden, eine Vertreterin der Gattung Tweed-Kolibri, die zuerst diese Gruppe Touristinnen bestäubt und dann jene. Sie steckt ihr Gesicht in eine Gruppe von Stühlen hinein, stellt eine Frage und flitzt, weil ihr die Antwort nicht gefällt, davon, um eine andere zu finden. Weniger nimmt nicht wahr, wie sie so ihre Runden dreht. Er ist zu sehr auf die defekte Uhr fokussiert. Die junge Frau geht zum Empfang, dann zum Aufzug, wo sie eine Gruppe von Damen aufscheucht, die sich fürs Theater übertrieben schick gemacht haben. Auf und ab wippt Wenigers baumelnder Schuh. Würde er aufpassen, hätte er vielleicht die beflissene Frage der Frau aufgeschnappt, aus der hervorgeht, wieso sie diese allen im Foyer stellt, nur nicht ihm:

»Entschuldigen Sie, aber sind Sie Miss Arthur?«

Das Problem – das in diesem Foyer nicht gelöst werden wird – besteht darin, dass die Begleitdame glaubt, Arthur Weniger sei eine Frau.

Zu ihrer Verteidigung muss erwähnt werden, dass sie nur einen seiner Romane gelesen hat – eine digitale Ausgabe ohne Foto – und die Erzählerin so fesselnd, so überzeugend fand, dass sie sich sicher war, nur eine Frau könne das geschrieben haben; sie nahm an, der Name sei eine dieser amerikanischen Gender-Merkwürdigkeiten (sie ist Japanerin). Dies ist, für Arthur Weniger, eine der wenigen begeisterten Kritiken. Nur nützt ihm das in diesem Augenblick nicht viel, da er auf dem runden Sofa sitzt, aus dessen konischer Mitte eine Ölpalme wächst. Denn jetzt ist es zehn vor sieben.

Arthur Weniger ist seit drei Tagen hier; er ist in New York, um ein Bühnengespräch mit dem berühmten Science-Fiction-Autor H.H.H. Mandern zu führen, anlässlich der Veröffentlichung von H.H.H. Manderns neuem Buch; darin lässt er seinen wahnsinnig beliebten Holmes-haften Roboter wiederauferstehen, Peabody. In der Welt der Bücher ist das eine Schlagzeile für die Titelseite, und hinter den Kulissen klang alles so, als gehe es um sehr viel Geld. Geld klang aus der Stimme, die Weniger aus heiterem Himmel anrief und fragte, ob er mit dem Werk von H.H.H. Mandern vertraut sei und ob er vielleicht Zeit für eine Moderation habe. Geld aus den Nachrichten der Pressedame, die Weniger einwies, welche Fragen für H.H.H. Mandern absolut tabu seien (seine Frau, seine Tochter, seine schlecht besprochene

Lyriksammlung). Geld aus der Wahl des Veranstaltungsortes und den Werbetafeln, mit denen das gesamte Village gepflastert ist. Geld aus dem aufblasbaren Peabody, der vor dem Theater gegen den Wind ankämpft. Geld sogar aus dem Hotel, in das man Arthur eingebucht hat, und wo man ihm einen Haufen »kostenloser« Äpfel zeigte, bei denen er jederzeit gerne zugreifen dürfe, Tag und Nacht, kein Problem. In einer Welt, in der die meisten Menschen genau ein Buch pro Jahr lesen, hängt sehr viel Geld von der Hoffnung ab, dass *dies* dieses eine Buch ist und dass mit diesem Abend sein Siegeszug beginnt. Und alle verlassen sich auf Arthur Weniger.

Der beobachtet noch immer pflichtbewusst die stehengebliebene Uhr. Er sieht die Begleitdame nicht, die elend neben ihm steht. Er sieht nicht, wie sie ihren Schal zurechtrückt und dann das Foyer durch die Waschmaschine von einer Drehtür verlässt. Sehen Sie sich das schütterte Haar auf seinem Scheitel an, das schnelle Blinzeln seiner Augen. Betrachten Sie sein jugenhaftes Vertrauen.

Einmal, in seinen Zwanzigern, hatte eine Dichterin, mit der er sich unterhielt, ihre Zigarette in einer Topfpflanze ausgedrückt und gesagt: »Du bist wie ein Mensch ohne Haut«. Eine *Dichterin* hatte das gesagt. Eine, die ihren Lebensunterhalt damit verdiente, sich bei lebendigem Leibe öffentlich selbst zu häuten, hatte gesagt, dass *er*, der große und junge und hoffnungsfrohe Arthur Weniger, *keine Haut* habe. Aber es stimmte. »Du musst dir einen Panzer zulegen«, hatte ihm sein alter Rivale Carlos früher immer erklärt, doch Weniger hatte nicht gewusst,

was das bedeuten sollte. Gemein zu sein? Nein, es hieß, geschützt zu sein, gewappnet gegen die Welt, doch kann man sich so einen Panzer überhaupt »zulegen«, oder wäre das genauso aussichtslos wie der Versuch, sich einen Sinn für Humor »zuzulegen«? Oder tut man nur so, so wie ein humorloser Geschäftsmann Witze auswendig lernt und als »der Kracher« gilt, weil er Parties immer rechtzeitig verlässt, bevor ihm das Material ausgeht?

Was auch immer es sein mag – Weniger hat es nie gelernt. Mit vierzig hat er nicht mehr als ein schwaches Gefühl seines Selbst entwickelt, vergleichbar mit der zarten Schale eines Butterkrebsses. Eine mittelmäßige Rezension oder eine dahingesagte Kränkung tun ihm nicht mehr weh, doch Liebeskummer, echter, wahrer Liebeskummer, kann sein dünnes Fell durchstoßen und Blut hervortreten lassen, das genau dieselbe Farbe hat wie früher. Wie kann es sein, dass einem so viele Dinge ab einem bestimmten Alter langweilig werden – Philosophie, Radikalismus und anderes Fast Food –, und nur der Liebeskummer beißt wie eh und je? Vielleicht, weil er immer wieder frische Quellen dafür findet. Selbst alberne alte Ängste hat er nie überwunden, nur vermieden: Telefonanrufe (frenetisch auf die Tasten hackend wie ein Mann, der den Entschärfungscode einer Bombe eingibt), Taxis (das Trinkgeld fallen lassend und aus dem Auto springend wie eine fliehende Geisel), und auf Parties mit attraktiven Männern oder Berühmtheiten zu reden (noch immer im Kopf seine ersten Sätze probend, um dann zu merken, dass der andere sich bereits verabschiedet). Diese Ängste plagten ihn noch immer, doch

der Lauf der Zeit hat Lösungen dafür gefunden. Textnachrichten und E-Mails bewahren ihn für alle Zeiten vor dem Telefonieren. In Taxis gibt es Kreditkartengeräte. Eine verpasste Gelegenheit kann sich online melden. Aber Liebeskummer – wie lässt sich der vermeiden, außer, indem man der Liebe komplett abschwört? Letztlich war das die einzige Lösung, die Arthur Weniger fand.

Vielleicht erklärt das, wieso er einem bestimmten jungen Mann neun Jahre schenkte.

Ich vergaß zu erwähnen, dass auf seinem Schoß ein russischer Kosmonautenhelm liegt.